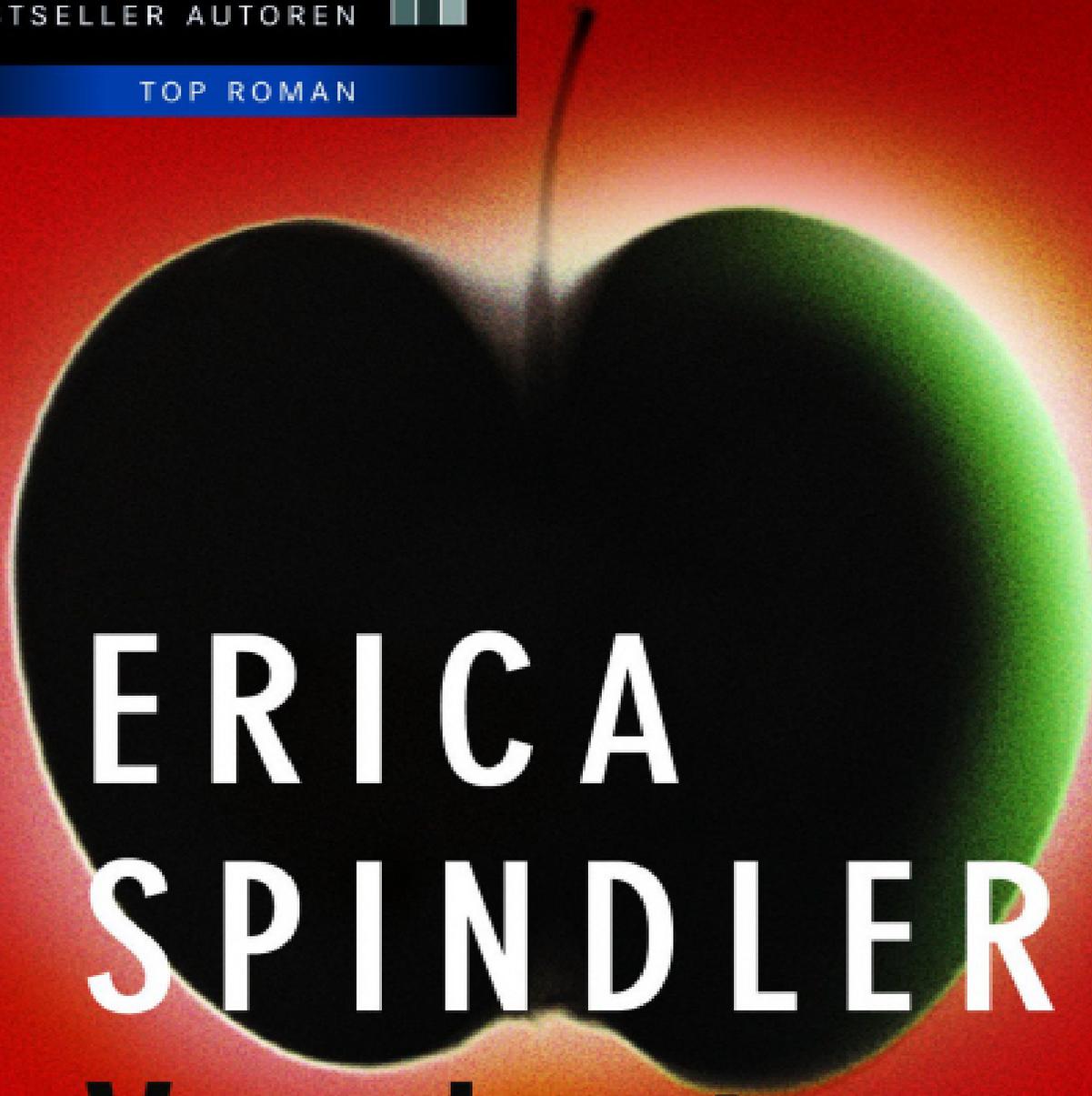


ROMAN

NEW YORK TIMES
BESTSELLER AUTOREN



TOP ROMAN



**ERICA
SPINDLER**

**Verbotene
Früchte**



Verbotene Früchte

Mit unbarmherziger Strenge erzieht Hope St. Germaine, deren Wahnvorstellungen von dem „Bösen“, dem Ausschweifenden im Laufe der Jahre immer stärker werden, ihre Tochter Glory, die sich vergeblich nach der Zuneigung ihrer Mutter sehnt. Aber die harte Erziehung und Hopes Warnungen vor Sex sind vergeblich: Glory verliebt sich in Victor Santos, Sohn einer Prostituierten, die er eines Tages ermordet auffindet. Glory ist fasziniert von dem Mann mit dem brennenden, dunklen Blick. Doch noch sind die Welten, in denen sie leben, zu verschieden für eine gemeinsame Zukunft ...

Erica Spindler

Verbotene Früchte

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Margret Krätzig



MIRA® TASCHENBÜCHER
erscheinen in der Harlequin Enterprises GmbH,
Valentinskamp 24, 20354 Hamburg
Titel der nordamerikanischen Originalausgabe:
Forbidden Fruit
Copyright © 1996 by Erica Spindler
erschienen bei: Mira Books, Toronto
Published by arrangement with

Harlequin Enterprises II B.V., Amsterdam
Redaktion/Lektorat: Ilse Bröhl
Konzeption/Reihengestaltung: fredeboldpartner.network, Köln
Umschlaggestaltung: pecher und soiron, Köln
Titelabbildung: by GettyImages, München
Autorenfoto: © by Harlequin Enterprise S.A., Schweiz
Satz: Berger Grafikpartner, Köln

ISBN (eBook, PDF) 978-3-86278-367-0
ISBN (eBook, EPUB) 978-3-86278-366-3

Alle Rechte, einschließlich das der vollständigen oder auszugsweisen
Vervielfältigung, des Ab- oder Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten
und bedürfen in jedem Fall der Zustimmung des Verlages.

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

eBook-Herstellung und Auslieferung:
readbox publishing, Dortmund
www.readbox.net

PROLOG

Vacherie, Louisiana, 1959

Hope Pierron saß auf dem Fenstersitz ihres Schlafzimmers in der zweiten Etage und blickte auf den Mississippi hinab. Begierige Erwartung und Aufregung beherrschte sie mit eiserner Disziplin. Ihr ganzes Leben hatte sie auf diesen Tag gewartet. Sie würde sich jetzt nicht verraten, indem sie zu viel Eifer zeigte.

Sie presste eine Hand gegen das sonnenwarme Glas und wünschte, es zerbrechen und hinausfliegen zu können in die Freiheit. Oft hatte sie sich in ihren vierzehn Jahren, die sie gefangen in den roten Mauern dieses Hauses verbracht hatte, danach gesehnt, wie ein Vogel davonzufliegen. Ab heute brauchte sie sich keine Flügel mehr zu wünschen. Ab heute war sie befreit von diesem Haus und dem Stigma der Sünde. Befreit von ihrer Mutter und allen, die sie kannte.

Heute wurde sie neu geboren.

Hope schloss die Augen, um an ihre Zukunft zu denken. Stattdessen sah sie ihre Vergangenheit und das verhasste Haus. Das Pierron-Haus lag an der River Road und war seit dem Sommer 1917 eine Institution des südlichen Louisiana. Damals war ihre Großmutter Camellia, die erste der Pierron-Frauen, die ein Bordell betrieben, mit ihrer Tochter und ihren Mädchen hierher gezogen. Erstaunlicherweise hatte es weder Empörung noch Aufruhr darüber gegeben. Auch später nicht, als die Gentlemen regelmäßige Gäste wurden. All die Jahre waren das Haus und die Aktivitäten darin akzeptiert worden wie die Hitze und die Moskitos im August – mit resignativer Bestürzung und zuckersüßer Verachtung.

Das war zu erwarten gewesen, schließlich befanden sie sich in Louisiana, wo Essen, Trinken und andere sinnliche Genüsse ebenso zum Alltagsleben gehörten wie die Messe und die Beichte. Die Menschen hier akzeptierten ihre Buße

mit ebenso viel *joie de vivre* wie ihre Vergnügungen. Und irgendwie begriffen sie wohl, dass das Pierron-Haus beides repräsentierte.

Das Gebäude selbst, ein neoklassizistischer Bau mit achtundzwanzig beeindruckenden dorischen Säulen und ausladenden umlaufenden Galerien, war ein architektonisches Meisterwerk. In der Nachmittagssonne strahlte es ironischerweise in jungfräulichem, fast heiligem Weiß. Nach Sonnenuntergang endete die Illusion der Heiligkeit jedoch. Das Haus erwachte zum Leben. Musik erklang, und von den Wänden hallte das Gelächter jener, die gekommen waren, verbotene Früchte zu kosten, und derer, die sie verkauften.

Jeden Abend ihres Lebens hatte Hope dieses Gelächter hören müssen und gesehen, wie die Mädchen ihrer Mutter mit den Männern die geschwungene, mit sinnlich weichem, blutrotem Teppich belegte Treppe zu den sechs Schlafräumen in der ersten Etage hinaufgegangen waren, die man üppig mit Seide, Brokat und großen weichen Betten ausgestattet hatte.

Betten, in denen Männer sich wie Könige oder in besonders guten Nächten wie Götter fühlen sollten.

Zeit ihres Lebens hatte Hope gewusst, was in diesen Zimmern vor sich ging. So wie sie immer gewusst hatte, wer und was sie war – das Hurenkind, der Balg einer Nutte und ihres Freiers, beschmutzt von Sünde.

Von geheimen Plätzen und durch kleine, versteckte Gucklöcher hatte sie mit einer Mischung aus Faszination und Entsetzen beobachtet, was Männer und Frauen miteinander trieben. Und manchmal, während sich ein Paar auf dem Bett wand, hatte sie sich vor und zurück gewiegt, die Beine fest zusammengepresst, flach und unregelmäßig atmend.

In solchen Momenten hatte das Böse sie fest im Griff gehabt und nach sündiger Erlösung verlangt.

Danach hatte sie sich schuldbeladen und beschämt stets bestraft. Dass sie sich selbst berührte, dass sie diese Dinge

mit ansah, war falsch. Sündhaft. Sie hatte aus dem Katechismus und in der Messe von ihrer Sünde erfahren. In der Kirche saß sie immer allein, weil sie von anderen Kindern geschnitten wurde, was innerhalb und außerhalb der Kirchenmauern besonders jene Männer förderten, die nachts in ihrem River-Road-Haus lachten und bei Tag den Blick abwandten.

Als die Treppe zu ihrer Etage knarrte, wandte Hope sich vom Fenster ab und der Tür zu. Einen Augenblick später erschien ihre Mutter.

Lily Pierron war eine unglaubliche Schönheit, wie es alle Pierron-Frauen gewesen waren. Gesicht und Figur schienen über die Jahre nicht gealtert zu sein, und ihr Haar war noch so samtig blauschwarz wie in Hopes Kindheit. Die anderen Huren redeten hinter ihrem Rücken darüber, Hope hatte sie tuscheln hören. Sie spekulierten, dass Lily einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe wie alle Pierron-Frauen.

Alle, außer Hope. Hope war nicht annähernd so schön wie ihre Mutter. Ihre Haare waren tiefbraun anstatt schwarz, ihre Augen blass anstatt strahlend blau, und ihre Gesichtszüge scharf anstatt weich.

Sie war nicht so schön, weil die Sünde in ihr nicht so stark war.

„Hallo, Mama“, raunte Hope und setzte ein bittersüßes Lächeln auf.

Ihre Mutter erwiderte es melancholisch und kam einen Schritt näher. „Du siehst sehr erwachsen aus, wie du so dastehst. Einen Moment hätte ich dich fast nicht erkannt.“

Hopes Herz schlug heftig. „Ich bin es aber, Mama.“

Ihre Mutter lachte leise: „Ich weiß. Mir kommt es jedoch vor, als wärst du gestern noch ein Baby gewesen.“

Und eine Ewigkeit eine Gefangene dieses Hauses „Mir auch, Mama.“

Lily ging zum Koffer, der geöffnet auf dem Bett lag. Hope merkte, wie viel Anstrengung es ihre Mutter kostete, nicht in Tränen auszubrechen. Und sie fragte sich, ob ihre Mutter

merkte, dass ihre Augen trocken und Hände und Stimme ruhig waren. Was Lily wohl sagen würde, wenn sie die Wahrheit erführe: dass ihre einzige Tochter sie nie wieder sehen wollte.

„Ist das der Letzte?“ fragte ihre Mutter. „Der Wagen wird jede Minute hier sein.“

„Ja, die anderen habe ich schon nach unten gebracht.“

Lily legte sorgfältig die letzten Dinge in den Koffer, klappte ihn zu und sicherte die Verschlüsse. „Das wär's.“ Sie richtete die tränenfeuchten Augen auf Hope. „Alles fertig zur ... Abreise.“ Ihre Stimme brach, und das letzte Wort kam halb erstickt heraus.

Hope zwang sich, zu ihrer Mutter zu gehen. Sie nahm ihre Hand und legte sie sich an die Wange. „Es wird alles gut, Mama. Memphis ist nicht sehr weit weg.“

„Ich weiß. Es ist nur ...“ Lily holte zittrig Atem. „Was soll ich nur ohne dich machen? Du bist das Beste ... das einzig Gute in meinem Leben. Du wirst mir schrecklich fehlen.“

Hope legte die Arme um ihre Mutter, barg das Gesicht an ihrer Schulter und unterdrückte ein Lächeln. „Du wirst mir auch fehlen. Sehr sogar. Vielleicht sollte ich nicht fortgehen. Vielleicht sollte ich bleiben und helfen ...“

„Nein! Niemals!“ Lily nahm Hopes Gesicht zwischen beide Hände. „Du wirst nicht enden wie ich. Das lasse ich nicht zu, hörst du? Dies ist deine Chance zu entkommen. Das habe ich mir immer für dich gewünscht. Deshalb habe ich dich Hope genannt, Hoffnung.“ Sie griff fester zu. „Du warst immer meine Hoffnung für die Zukunft. Du darfst nicht bleiben.“

Diesmal konnte Hope ihr Lächeln nicht zurückhalten. „Du wirst stolz auf mich werden, Mama. Warte es nur ab.“

„Ich weiß.“ Lily ließ die Hände sinken. „Alles fertig. St.-Marys-Academy erwartet dich. Du bist aus Meridian, Mississippi, das einzige Kind wohlhabender Eltern.“

„Die im Ausland reisen“, fügte Hope hinzu. Plötzlich nervös, verschränkte sie die Finger ineinander. „Und wenn

jemand die Wahrheit entdeckt? Wenn eine meiner Mitschülerinnen aus Meridian stammt? Was dann?“

„Niemand wird die Wahrheit herausfinden. Mein Freund hat an alles gedacht. Es geht kein anderes Mädchen aus Mississippi auf die Akademie. Sogar die Schulleiterin hält dich für Hope Penelope Perkins. Niemand wird deine Geschichte anzweifeln. Fühlst du dich jetzt besser?“

Hope nickte. Sie wusste, dass der „Freund“ ihrer Mutter niemand anderer war als der Gouverneur von Tennessee. Er kannte ihre Mutter schon ewig lange, und Lily kannte viele – wenn nicht gar alle – seiner finsternen Geheimnisse. Geheimnisse, die sie mit ins Grab nehmen würde. Natürlich verlangte so viel Loyalität manchmal nach Gegenleistungen – in Form von Gefälligkeiten.

Ein Hupton zerschnitt die Stille des feuchtwarmen Nachmittags. Hope lief in freudigem Schrecken ans Fenster. Zwei Stockwerke unter ihr stand der Shuttledienst vom Flughafen in der Einfahrt, und Tom, der Hauswart, half dem Fahrer, ihre Koffer einzuladen.

Lily folgte ihr ans Fenster. „Großer Gott, es ist schon Zeit.“ Sie legte Hope die Hände auf die Schultern und presste die Wange an ihr Haar. „Ich weiß nicht, wie ich das ertragen soll.“

Hope atmete tief durch, und ihr Herz wollte zerspringen vor Freude. Fast frei. Nur noch ein paar Minuten, und ich sehe Mutter und dieses verhasste Haus nie wieder. Sie hatte Mühe, nicht laut loszulachen.

Seufzend ließ Lily die Hände sinken und trat einen Schritt zurück. „Wir gehen besser.“

„Ja, Mama.“ Hope nahm den Koffer und stieg mit Lily die Treppe hinab. Die Mädchen ihrer Mutter erwarteten sie im Foyer. Alle umarmten und küssten Hope, wünschten ihr alles Gute und nahmen ihr das Versprechen ab, zu schreiben.

Die Jüngste aus der Gruppe, ein Mädchen nicht viel älter als Hope, reichte ihr einen Apfel, prall, rot und reif. „Falls du

hungrig wirst“, flüsterte sie, und ihre Augen schwammen in Tränen.

Hope nahm das Geschenk an, obwohl die Frucht ihr wie Säure in der Handfläche brannte. Sie hätte den Apfel gern weggeschleudert und wäre davongelaufen, doch sie zwang sich, der kleinen Hure lächelnd in die Augen zu sehen. „Danke, Georgie. Nett von dir, an mich zu denken.“

Hope trat nach draußen, ihre Mutter ging neben ihr. Die schwache, heiße, jedoch klare Brise vom Fluss schien sie vom Gestank des Hauses und seiner Geschichte - ihrer Geschichte - zu reinigen.

Lily zog Hope in die Arme und klammerte sich an sie. „Mein liebes, liebes Baby. Ich werde dich furchtbar vermissen.“

Hope bekämpfte den Drang, sich loszureißen und zum Wagen zu rennen. Sie gestattete ihrer Mutter, sie ein letztes Mal zu küssen, und schwor sich, diese abstoßende Berührung nie wieder zuzulassen.

Die Berührung der Sünde.

Der Fahrer räusperte sich. Hope dankte ihm im Stillen für die Mahnung zur Eile und löste sich von ihrer Mutter. „Ich muss jetzt los, Mama.“

„Ich weiß.“ Lily schlang die Arme um sich und kämpfte mit den Tränen. „Ruf an, wenn du da bist.“

„Mach ich“, log Hope. „Ich verspreche es.“

Sie ging auf den Wagen zu und zählte die Schritte. Mit jedem schien ein Stück ihrer Vergangenheit von ihr abzufallen wie Lagen erstickender Kleidung aus feuchter, verrottender Wolle.

Der Fahrer öffnete die Tür. Sie wollte einsteigen, verharnte jedoch und blickte über die Schulter zurück auf das Haus, auf ihre Mutter, die in seinem Schatten stand, und die im Eingang versammelten Huren. Ihre Lippen verzogen sich zu einem kleinen, zufriedenen Lächeln.

Heute war sie neu geboren worden als Hope Penelope Perkins. Heute ließ sie das Böse hinter sich.

Sie ließ den Apfel aus der Hand gleiten, wandte sich ab und stieg in den Wagen.

TEIL 1

Hope

1. KAPITEL

New Orleans, Louisiana, 1967

Blumenduft hing in der Luft, geradezu überwältigend in seiner Süße. Eigenartig vermischt mit dem Geruch der Entbindungsstation, entstand ein neuer, sowohl angenehmer wie abstoßender Duft. Stündlich kamen neue Sträuße an, begeisterte Gaben, um die Geburt des ersten Kindes von Philip St. Germaine III. zu feiern.

Die Aufregung war verständlich. Schließlich würde dieses Kind das Familienvermögen und die gesellschaftliche Position erben und nicht zuletzt das altherwürdige St. Charles, das kleine Luxushotel, das 1908 vom ersten Philip St. Germaine gebaut worden war.

Für dieses Kind war nichts zu viel.

Hope blickte auf das Neugeborene in der Korbwiege neben ihrem Bett. Bittere Enttäuschung und Verzweiflung beherrschten sie. Sie hatte um einen Sohn gebetet. Sie hatte den Rosenkranz gebetet, und sie hatte Buße getan. Sie war so überzeugt gewesen, einen Sohn zu bekommen, dass sie sich schlicht geweigert hatte, sich einen Mädchennamen auszudenken.

Ihre Gebete waren nicht erhört worden, sie war verflucht.

Ich habe eine Tochter bekommen, keinen Sohn. Genau wie ihre Mutter und Großmutter und alle Pierron-Frauen vor ihr über die Generationen hinweg.

Hope atmete tief durch, und bittere Galle stieg ihr hoch. Sie war dem Pierron-Erbe letztlich nicht entronnen, obwohl sie sich eine Weile eingeredet hatte, sie hätte es geschafft. In den acht Jahren, seit sie das Haus an der River Road verlassen hatte, war jeder ihrer Pläne erfolgreich gewesen. Sie hatte ihre Mutter und damit das Stigma des Hurenkindes hinter sich gelassen und Philip St. Germaine III., einen

wohlhabenden Mann aus tadelloser, prominenter Familie, geheiratet. Heute gehörte sie zu den ersten Damen der Gesellschaft von New Orleans.

Sie erkannte jedoch, dass sie ihre Vergangenheit zwar hinter sich lassen, ihr aber nicht entrinnen konnte. Der Fluch der Pierrons war ihr gefolgt.

Das Baby war bereits eine Schönheit mit heller Haut, lebhaften blauen Augen und samtig dunklem Haar. Wie alle Pierron-Frauen würde sie die Männer bezaubern, gar versklaven können. Auch sie würde das große, hässliche Böse in sich tragen, das ein Leben in Sünde und ewige Verdammnis nach dem Tode bedeutete.

Hope schauderte. Trug nicht auch sie dieses Böse in sich. Brach es nicht manchmal durch, obwohl sie heftig dagegen ankämpfte?

Philip kam herein, ein glückseliges Lächeln im Gesicht, die Arme beladen mit einem riesigen Bouquet rosa Rosen. „Mein Liebling. Sie ist wunderschön, einfach perfekt.“ Das Floristenpapier knisterte, als er das Bouquet aufs Bett legte. Er beugte sich hinunter und drückte Hope vorsichtig einen Kuss auf die Stirn, um sein schlafendes Kind nicht zu wecken. „Ich bin so stolz auf dich.“

Hope wandte das Gesicht ab, um ihre wahren Gefühle und die Tiefe ihrer Verzweiflung und Ablehnung zu verbergen.

Er setzte sich auf die Bettkante. „Was ist? Hope, Darling ...“ Er drehte ihr Gesicht zu sich her und betrachtete es besorgt. „Ich weiß, dass du dir einen Sohn für mich gewünscht hast, aber das ist egal. Unsere Kleine ist das perfektste Baby, das je geboren wurde.“

Tränen brannten ihr in den Augen, und sie blinzelte sie fort. Trotzdem rann ihr eine über die Wange.

„Liebes, bitte nicht weinen.“ Philip zog sie an seine Brust. „Es macht wirklich nichts. Verstehst du das denn nicht? Außerdem werden wir weitere Kinder haben. Viele.“

Ihre Qual wurde unerträglich. Hope wusste etwas, das ihr Mann nicht wusste. Sie würden keine weiteren Kinder

haben. Genau wie ihre Vorfahrinnen war sie unfähig, ein zweites Kind auszutragen. Das war Teil des Fluches der Pierron-Frauen. Ihnen wurde nur ein Kind gewährt und immer eine Tochter. Der vermachten sie „das Haus“ und das Erbe der Sünde.

Er kann das nicht wissen. Sie schluckte, presste ihr Gesicht an seine Schulter und sog den Regengeruch ein, der seinem Jackett anhaftete. Er war angenehmer als der schwüle Duft im Zimmer. *Niemand kann es wissen.*

„Ich wünschte nur“, flüsterte sie und bemühte sich, die richtige Mischung aus Trauer und Sehnsucht im Ton zu treffen, „dass meine Eltern es noch erlebt hätten, sie zu sehen. Es ist so unfair. Manchmal schmerzt es so ... ich kann es fast nicht ertragen.“

„Ich weiß, Darling.“ Minutenlang wiegte er sie an seiner Brust, dann gab er sie langsam frei und lächelte sie an. „Ich habe etwas für dich.“ Er zog ein Schmuckkästchen aus der Jacketttasche. Auf dem mitternachtsblauen Lederkästchen war der Name des besten Juweliers von New Orleans eingraviert.

Hope öffnete es mit zitternder Hand. Auf weißem Samt lag eine Reihe makelloser Perlen. „O Philip!“ Sie nahm die Kette und hielt sie sich an die Wange. Die Perlen waren kühl und glatt. „Sie sind wunderschön.“

Sein Lächeln verstärkte sich, als er auf das Baby hinabblickte, das sich zu regen begann. „Sie werden eines Tages ihr gehören. Ich hielt es für angemessen.“

Hopes Freude an dem Geschenk war dahin, und sie legte die Kette ins Kästchen zurück. Er verehrt seine Tochter bereits, dachte sie und folgte seinem Blick. Er war bereits verhext, umgarnt vom Bösen, und der Narr merkte es nicht mal.

„Sie hat im Schwesternzimmer für eine Sensation gesorgt“, fuhr er fort, ohne den Blick von der Wiege zu wenden. „Die Schwestern aus allen Etagen haben von ihrer Schönheit gehört und sie sich angesehen. Es gab einen Stau

hinter der Fensterscheibe.“ Er wandte sich wieder seiner Frau zu, bedeckte ihre Hand mit seiner und drückte sie. „Ich bin der glücklichste Mann der Welt.“

Das Baby regte sich, wimmerte und begann zu weinen. Hope wich erschrocken in die Kissen zurück. Sie wusste, was von ihr erwartet wurde, ertrug jedoch die Vorstellung nicht, das Kind an ihre Brust zu legen.

Das Weinen des Babys, zuerst nur ein leises, Mitleid erregendes Maulen, wurde zur schrillen, zornigen Forderung.

Philip runzelte verwirrt die Stirn. „Hope, Darling ... sie hat Hunger. Du musst sie stillen.“

Hope schüttelte den Kopf und drückte sich tiefer in die Kissen. Zu ihrem Entsetzen begannen ihre geschwollenen, schmerzenden Brüste Milch abzusondern. Der Kopf des Babys rötete sich, je wütender sein Wehgeschrei wurde. Das Gesicht verzerrte sich hässlich und beängstigend. Hope kannte das aus ihren Albträumen.

Das Böse. Lieber Gott, es ist mächtig in diesem Kind.

Philip drückte Hope die Hand. „Darling ... sie braucht dich. Du musst sie stillen.“

Als Hope keine Anstalten traf, nahm Philip seine Tochter auf. Er wiegte sie ungeschickt, doch ihr Schreien hörte nicht auf. Er hielt Hope das Kind hin. „Du musst.“

Hope sah sich im Zimmer um und suchte verzweifelt nach einem Fluchtweg. Wohin sie auch blickte, entdeckte sie nur das Böse, das sie erinnerte, wie töricht sie gewesen war.

Ich bin dem Erbe der Pierrons nicht entronnen und werde ihm nie entrinnen.

Gefangen, dachte sie voller Hoffnungslosigkeit. Sie war gefangen wie in all den Jahren ihrer Kindheit.

„Ich kann nicht“, sagte sie hysterisch. „Ich will nicht.“

„Darling ...“

„Mrs St. Germaine?“ Eine Schwester eilte herbei. „Was ist los?“

„Sie will sie nicht stillen“, erklärte Philip und wandte sich der Schwester zu. „Sie nimmt sie mir nicht ab. Ich weiß

nicht, was ich machen soll.“

„Mrs St. Germaine“, sagte die Schwester in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. „Ihre Tochter ist hungrig. Sie müssen sie stillen. Das Schreien hört auf, sobald ...“

„Nein!“ Hope zog sich die Bettdecke unters Kinn und verkrampfte die Finger im Stoff, bis sie taub wurden. Panik ergriff sie, dass sie bebte. „Ich kann nicht.“ Sie wandte sich ihrem Mann zu, und Tränen rannen ihr übers Gesicht. „Bitte, Philip, zwing mich nicht dazu. Ich kann nicht. Ich will nicht ...“

Er starrte sie an, als wären ihr Hörner gewachsen. „Hope? Was ist los? Liebes, das ist unser Kind, unser Baby. Sie braucht dich.“

„Du verstehst das nicht ... du hast ...“ Das Letzte ging in einem Schluchzer unter, und sie drückte ihr Gesicht ins Kissen. „Geh ... weg. Bitte lass mich einfach allein.“

2. KAPITEL

Philip August St. Germaine III. hatte ein idyllisches Leben gehabt, eines, um das ihn seine Mitmenschen beneideten. Er hatte die richtige Familie, besaß alles, was wertvoll und wichtig war, er war gesund, athletisch und gut aussehend. Die Schule hatte er mit Leichtigkeit geschafft, teils durch angeborene Intelligenz, teils durch gute Erziehung und geschliffenen Charme.

In Wahrheit hatte Philip sich nie etwas erarbeiten müssen, weder Schulabschlüsse noch die Zuneigung von Mädchen oder seinen Lebensunterhalt. Alles war ihm nicht nur auf einem Silbertablett serviert worden – wobei das St. Charles das Kronjuwel auf einem Tablett glitzernder Edelsteine war –, sondern auch noch mit einem bewundernden Lächeln. Für Philip flossen die Jahre mühelos dahin.

Weit davon entfernt, es als Manko zu empfinden, dass er sich um nichts bemühen musste, akzeptierte er dankbar, was ihm zustand, und hielt es für sein wunderbares Schicksal. Dabei vergaß er nie die Armen, die sich abmühten und litten. Er spendete – und zwar üppig – an die Kirche als Dank für sein eigenes Los und als Versicherungspolice gegen Schuldgefühle.

Genau genommen hatte Philip August St. Germaine III. bis vor sechsunddreißig Stunden mit verzeihlicher Arroganz geglaubt, dass ihm nie etwas Hässliches oder gar ein Unglück widerfahren könne.

Als er jetzt an der Scheibe der Entbindungsstation eine Fremde sein Baby füttern sah, seine schöne, perfekte Tochter, verspottete diese Arroganz ihn. Er fühlte sein idyllisches Leben auseinander brechen.

Die letzten anderthalb Tage waren ein Albtraum gewesen, aus dem er nicht erwachen konnte. Die normalerweise sanfte, liebevolle Frau, die er verehrte, hatte sich in eine

beängstigende Person verwandelt, die er nicht wieder erkannte.

Er legte eine Hand an den vor Stress und Schlafmangel schmerzenden Kopf. Nicht nur, dass Hope ihn verflucht und mit Worten belegt hatte, von denen er nicht annehmen konnte, dass sie sie kannte. Nicht nur, dass sie gesagt hatte, sie hasse ihn, als er sie lediglich sanft drängte, einen Namen für das Kind auszusuchen.

Nein. Es war vor allem ihr Blick gewesen – ein fast wahnsinniges Leuchten in den Augen –, der ihn erschreckt hatte. Als sie ihn so ansah, hatte er tief im Innern gespürt, dass das ihm vertraute Leben vorüber war.

Philip schob die Hände in die Hosentaschen und betrachtete seine Tochter, die gierig an einer Flasche nuckelte. Er konnte nicht verstehen, warum Hope sie mit solchem Entsetzen betrachtete, warum sie davor zurückschreckte, sie zu berühren. Er presste die Handballen auf die brennenden Augen. Was sah Hope, wenn sie ihre zauberhafte Tochter betrachtete, was er nicht sah?

Wenn er es nur verstehen könnte. Wenn er nur begreifen könnte, was in ihrem Kopf vorging, vielleicht könnte er ihr dann helfen. Und vielleicht würde seine Welt dann nicht weiter aus den Fugen geraten.

Ihr absonderliches Verhalten war aus heiterem Himmel gekommen. Sie hatte sich auf die Geburt ihres ersten Kindes gefreut. Ihre Schwangerschaft war problemlos verlaufen. Weder hatte sie unter morgendlicher Übelkeit gelitten noch unter Stimmungsschwankungen. Sie hatten über alles geredet, was dieses Kind tun und sein würde. Abgesehen von ihrer Überzeugung, einen Jungen zu bekommen, war ihre Einstellung zur Mutterschaft völlig normal gewesen.

Und jetzt das. Angst ließ ihn frösteln. Was sollte er tun, falls er sie verlor? Wenn es die Frau, die er kannte und verzweifelt liebte, nicht mehr gab? Wie sollte er weiterleben? Er liebte sie bis zum Wahnsinn, so war es immer gewesen.

Die Kinderschwester beendete das Füttern, ließ das Baby aufstoßen und legte es in die Krippe. Philip sah zu, doch vor seinem geistigen Auge erschien Hope, wie er sie in jener Nacht gesehen hatte, als sie sich kennen lernten. Er war geschäftlich in Memphis gewesen. Freunde hatten sie einander vorgestellt. Sie hatte gelacht, den Kopf leicht zur Seite geneigt, und ihr langes, seidiges Haar war weich gegen ihre Wange gefallen. Es hatte ihn gereizt, es zu berühren, eine Strähne an seine Lippen zu bringen, um Beschaffenheit und Geschmack zu testen. Er erinnerte sich genau an den Rosaton ihres Lippenstiftes und daran, wie sie amüsiert die Lippen geschürzt hatte. Und er erinnerte sich, dass es ihn schon erregt hatte, ihr nur beim Sprechen zuzusehen.

Sie hatte sich ihm zugewandt und ihm in die Augen gesehen. Er hatte gespürt, dass sie genau wusste, was in ihm vorging, und dass es sie freute. In dem Moment hatte er sich irrsinnig in sie verliebt. So einfach und so kompliziert war das.

In jener Nacht und für den Rest seiner Geschäftsreise waren sie unzertrennlich gewesen. Er hatte ihr alles über sich erzählt, und sie hatte ihm aus ihrem Leben berichtet. Die tragische Geschichte vom Unfalltod ihrer Eltern auf einer Italienreise und wie sie im Alter von siebzehn Jahren völlig auf sich allein gestellt gewesen war, hatte ihn tief bewegt. Er hatte sie vor der rauen Welt und den unerfreulichen Dingen des Lebens schützen und sie in seinen Bannkreis ziehen wollen.

Wenn er ein unvorsichtiger Mann gewesen wäre, hätte er ihr auf der Stelle einen Antrag gemacht. So wartete er sechs quälende Wochen lang.

Familie und Freunde hatten ihn für verrückt erklärt, bis sie sie kennen lernten. Dann erlagen auch sie ihrem süßen Zauber. Sogar seine anspruchsvollen, ewig kritischen Eltern hielten sie für die ideale Wahl.

Nicht, dass ihm ihre Meinung wichtig gewesen wäre. Er hatte sich darauf vorbereitet, ihnen zu trotzen und für Hope notfalls alles aufzugeben.

Ihre Hochzeitsnacht war eine Erfahrung jenseits seiner Vorstellung gewesen. Hope hatte Unglaubliches mit seinem Körper angestellt, und das mit einer so süßen, zaghaften Unschuld, dass es ihm vorgekommen war, als defloriere er eine Jungfrau. Selbst heute noch, da er nüchterner war und sein Leben gerade problematisch wurde, erregte ihn die Erinnerung an jene Nacht augenblicklich.

Manchmal war ihm gewesen, als lebe er nur von Nacht zu Nacht, von einem Beischlaf zum nächsten. Wenn Hope nicht konnte – oder wollte –, war das eine nie erlebte Qual für ihn gewesen. Keine Frau vor ihr hatte ihn so gefesselt. Er fürchtete, ohne Hope höre sein Herz auf zu schlagen.

„Da sind Sie.“ Hopes Arzt kam herbei und stellte sich neben ihn. Harland LeBlanc hatte schon viele St.-Germaine-Babys auf die Welt gebracht. Er war fast sechzig, sah aber zehn Jahre jünger aus. Er galt als bester Gynäkologe in New Orleans, und es tröstete Philip, zu wissen, dass Hope die bestmögliche Betreuung erhielt.

Der Arzt deutete ins Babyzimmer. „Sie haben eine schöne Tochter, Philip. Ich glaube, nie ein hübscheres Baby gesehen zu haben.“

Philip sah den Arzt kurz an und richtete seinen Blick dann wieder durch die Scheibe. „Und doch kann Hope es nicht ertragen, sie anzusehen, geschweige denn, sie zu halten. Sie will sich nicht mal einen Namen für sie ausdenken.“

„Ich weiß, es war schwer, aber ...“

„Schwer?“ wiederholte Philip bissig. „Sie verstehen wohl nicht ganz, Harland. Wie sollten Sie auch? Sie waren heute Morgen nicht dabei, als Hope mich verfluchte. Als sie mir sagte, sie hasse mich, nur weil ich einen Namen für unsere Tochter aussuchen wollte.“ Bewegt schöpfte er Atem. „Wie sie mich angesehen hat, war ... unheimlich. Ich hätte nie geglaubt, dass meine Frau zu solchen Blicken fähig ist.“

Der Arzt legte ihm aufmunternd eine Hand auf die Schulter. „Glauben Sie es oder nicht, ich verstehe, was Sie durchmachen. Ich habe solches Verhalten schon früher erlebt, und es geht vorbei. Es wird alles gut werden, Philip.“

„Sind Sie sich dessen so sicher?“ Philip wischte sich mit einer Hand über die Stirn. „Was, wenn es nicht vorübergeht? Ich könnte es nicht ertragen, sie zu verlieren. Sie bedeutet mir alles, sie ist ...“ Er räusperte sich, um den Kloß im Hals loszuwerden, und kam sich bloßgestellt und töricht vor.

Er blickte wieder in das Babyzimmer auf seine schlafende Tochter. „Ich liebe meine Frau, Harland. Manchmal denke ich, zu sehr.“

Der Arzt drückte ihm tröstend die Schulter und ließ die Hand sinken. „Was Hope gerade durchmacht, ist nicht so ungewöhnlich, wie Sie glauben. Erstaunlich viele Frauen erleiden nach der Geburt eine Depression. Manchmal ist sie so stark und ausgeprägt, dass sie ihre Familien verlassen. Oder Schlimmeres.“

Philip sah den Arzt wieder an und zog wegen dessen ernster Miene fragend eine Braue hoch. „Schlimmer, Harland?“

„Frauen, die in tiefer Depression gefangen waren, haben schon ihr Neugeborenes umgebracht, Philip. So entsetzlich und abartig das scheinen mag.“

Philip erwiderte ungläubig und schockiert: „Sie wollen doch sicher nicht andeuten, dass Hope ... dass sie unser Kind töten könnte?“

„Natürlich nicht“, versicherte Harland rasch. „Aber ich denke, wir sollten sie noch einige Tage hier behalten. Wir müssen sie beobachten. Nur um ganz sicher zu sein.“

Großer Gott. Um sicher zu sein? Wessen?

Angst nahm Philip fast den Atem und raubte ihm den Rest seines Seelenfriedens. Harland LeBlanc, eine Koryphäe auf seinem Gebiet und als Arzt mit allen menschlichen Verhaltensweisen vertraut, war offensichtlich besorgt. Besorgter, als er sich eingestehen wollte.

Philip atmete tief ein, um ruhiger zu werden. Harland kannte Hope nicht so, wie er sie kannte, ihr Ehemann. Was sie brauchte, war Rückkehr zur Normalität. Sie musste von vertrauten Dingen umgeben sein und von fürsorglichen Menschen.

„Halten Sie das wirklich für nötig, Harland? Hope sollte nach Hause. Unser Baby sollte nach Hause. Zu Hause wird Hope sich wieder normal verhalten. Ich weiß das.“

„Und wenn nicht? Eine postnatale Depression wird durch ein enormes hormonelles Ungleichgewicht im weiblichen Körper ausgelöst. Hope hat keine Kontrolle über ihre Gefühle. Sie überschwemmen sie. Sie ist nicht absichtlich schwierig oder unvernünftig.“ Der Arzt schüttelte langsam den Kopf. „Und wenn ich sie nun zu früh heimschicke, und sie verhält sich nicht wieder normal? Was, wenn ich sie heimschicke, und das Unaussprechliche geschieht? Ich möchte das Risiko nicht eingehen.“ Er sah Philip ruhig in die Augen. „Sie, Philip?“

Das Unaussprechliche. Oder Schlimmeres. Philip schluckte trocken. „Nein, natürlich nicht.“

„Gut. Ihre Frau braucht Sie jetzt. Sie sagen, Sie lieben sie. Nun, jetzt ist die Zeit, es zu beweisen.“

Philip verdrängte seine Enttäuschung und seine selbstsüchtigen Ängste. Hope brauchte ihn wirklich. Seine Tochter brauchte ihn. Er musste stark sein. „Was kann ich tun?“ fragte er. „Sagen Sie mir einfach, was ich tun kann.“

„Seien Sie ihr ein Halt, verständnis- und liebevoll. Ich weiß, es ist schwer, aber bedenken Sie, dass Hope keine Kontrolle über ihre Gefühle hat. Im Moment hat sie genauso viel Angst wie Sie. Wahrscheinlich mehr. Sie braucht Zeit. Sie braucht Ihre Geduld und Liebe.“

Philip blickte wieder auf seine Tochter, so winzig und hilflos, es brach ihm fast das Herz. Sie brauchte ihre Mutter. Sie musste heim. „Und wenn meine Liebe und Unterstützung nicht ausreichen? Was dann, Harland?“

Der Arzt schwieg einen Moment, dann seufzte er: „Es muss reichen, Philip. Im Augenblick haben Sie keine andere Wahl.“

3. KAPITEL

Hope erwachte mit einem Schrecken. Heftig atmend und schweißnass, ließ sie den Blick durch den schwach erleuchteten Raum wandern und erwartete die Umrisse ihres Zimmers in der zweiten Etage zu sehen, in dem sie aufgewachsen war. Stattdessen sah sie die schlichte, funktionelle Einrichtung ihres Krankenzimmers und begann sich zu erinnern.

Erleichtert atmete sie tief und zittrig ein. *Ich bin in New Orleans. Ich bin Hope St. Germaine, das River-Road-Haus ist weit weg. Es gehört zu meinem früheren Leben, dem Leben einer anderen.*

Erneut tief durchatmend, versuchte sie vergeblich, den Albtraum abzuschütteln. Sie war wieder im alten Haus gewesen und hatte irgendwo hockend einem Paar beim Sex zugesehen. In ihrem Traum war es allerdings ihre Tochter gewesen, die auf dem Bett den unzüchtigen Akt vollzog.

Als das Hurenkind über die Schulter zurücksah, da es ihren spionierenden Blick spürte, war es jedoch ihr eigenes Gesicht gewesen, in das sie geschaut hatte.

Mit einem hilflosen Angstlaut richtete sie sich auf, umklammerte ihr Bettzeug und versuchte, die Traumbilder loszuwerden. Sie wusste, was mit ihr geschah. Sie wusste, warum sie jede Nacht von Albträumen über ihre längst vergessene Vergangenheit geplagt wurde.

Das Böse, die Sünde, hatte sie wieder im Griff, forderte sie heraus und glaubte, gewonnen zu haben.

Nein! Hope legte zitternd die Hände ans Gesicht. Das Böse durfte nicht gewinnen. Sie konnte das nicht zulassen. Sie hatte zu hart für alles Erreichte gearbeitet, um jetzt aufzugeben.

Hope zog die Knie ans Kinn, umschlang sie mit den Armen und wiegte sich, den Kopf auf die Knie gepresst, vor und

zurück. An wen konnte sie sich um Hilfe wenden? Wem konnte sie vertrauen? Philip verlor die Geduld mit ihr. Freunde und Familie verhielten sich seltsam distanziert und argwöhnisch. Sie sah ihre fragenden Blicke, die tadelnden Mienen. Wie lange noch, bis jemand die Wahrheit über ihre Vergangenheit herausfand? Wie lange, bis das Leben, das sie sich aufgebaut hatte, in Scherben zersprang?

Sie musste ihr Kind akzeptieren. Sie musste sich wie eine liebende, hingebungsvolle Mutter verhalten. Sie musste tun, als würde sie den schlechten Kern in ihrer Tochter nicht sehen, als würde sie nicht merken, dass die schöne Frucht von Würmern zerfressen war.

Heiße, bittere Tränen stiegen ihr in die Augen und kullerten über die Wangen hinab. Wie sollte sie ihren Widerwillen verbergen, wenn sie ihre Tochter hielt? Wie sollte sie ihre Verzweiflung verbergen und Zuneigung heucheln? Sie konnte es nicht.

Hope schlug das Laken zurück, stieg aus dem Bett und ging zur halb offenen Tür. Das Linoleum war kalt unter ihren Füßen. Sie blickte den leeren Flur hinunter zur Schwesternstation. Irgendwo im Flur weinte eine Frau, und sie hörte tröstendes Gemurmel.

Diese Vincent hatte ihr Baby verloren. Philip hatte es ihr vorhin erzählt, vermutlich, um ihr klarzumachen, wie dankbar sie für ihr eigenes gesundes Kind sein sollte. Stattdessen wünschte sie, ihr wäre das Baby genommen worden. Hätte der Herr ihre Tochter ausgewählt, wären ihre Probleme gelöst.

Doch die Pierron-Töchter waren stark durch das Böse, das in ihnen pulsierte. Die Pierron-Töchter starben nie.

Ich muss fliehen, dachte sie plötzlich wie im Fieber. Sie musste hier raus und frische Luft atmen. Sie musste der ständigen Aufsicht und dem unerträglichen Mitgefühl des Krankenhauspersonals entkommen. Sie musste jemanden finden, der sie verstand und ihr half.

Die Kirche. Ich kann mich an die Kirche wenden. Der Priester wird mir helfen. Er wird mich verstehen. Und in der Anonymität des Beichtstuhls bin ich sicher. Mein Geheimnis bleibt gewahrt.

Bebend vor Erleichterung wich sie von der Tür zurück und ging zum Schrank. Nervös zog sie in aller Eile ihre Straßenkleidung an. Die Kirche hatte ihr ein Leben lang Trost gespendet, war ihr Zuflucht gewesen in Zeiten des Aufruhrs und der Verwirrung. Sicher würde es diesmal nicht anders sein. Der Priester würde wissen, was sie tun musste.

Aber was, wenn er mir diesmal nicht helfen kann? Was soll ich dann machen?

Angst schnürte ihr die Kehle zu, beraubte sie der Fähigkeit, zu denken und zu handeln. Sie bemühte sich, ihre Emotionen in den Griff zu bekommen. Sie durfte jetzt nicht schlappmachen. Wenn sie aufgab, gewann das Böse.

Niemals. Hope atmete tief durch, ging zum Telefon und bestellte sich ein Taxi. Danach nahm sie ihre Handtasche und schlich auf Zehenspitzen zur Tür. Das Glück war ihr hold. Die Schwesternstation war noch leer. Lächelnd huschte Hope aus ihrem Zimmer zum Fahrstuhl. Philip durfte nicht erfahren, dass sie das Krankenhaus verließ. Er würde versuchen, sie aufzuhalten, ebenso das Krankenhauspersonal. Die verstanden eben nichts.

Wie erhofft, war der Fahrstuhl leer. In der Lobby angelangt, ging sie zur gläsernen Eingangstür. Ein Sicherheitsmann flirtete mit der Dame vom Empfang. Beide streiften sie lediglich mit einem Blick.

Hope drückte die Doppeltüren auf und trat in die Nacht hinaus. Die feuchtigkeitsgesättigte Luft umfing sie wie ein Mantel. Hope atmete durch, dankbar für ihre Freiheit.

Sie entfernte sich vom Gebäude, verließ dessen Lichtkreis, und die Dunkelheit verschluckte sie. Mondlicht glitzerte auf dem nassen Gehweg. Tief hängende Äste, die Blätter schwer vom kürzlichen Regen, bespritzten sie, als sie darunter durchging.

Das Taxi hielt am Straßenrand, und Hope stieg ein. „St.-Louis-Kathedrale“, wies sie den Fahrer an und schmiegte sich tief in den abgewetzten Sitz.

In der Hoffnung, die Gläubigen entweder vor Begehung einer Sünde oder in Reue derselben einzufangen, nahm man in der Kathedrale am Jackson Square bis in die Nacht hinein die Beichte ab. Hope hatte es immer für eine Ironie gehalten, dass New Orleans' älteste und, nach ihrem Empfinden, ehrfurchtgebietendste Kirche Wache im Herzen des Sündenpfahls hielt.

Hope verschränkte krampfhaft die Hände im Schoß. Im Taxi roch es muffig nach altem Zigarettenrauch und Schimmel. Der Fahrer sprach wenig. Sein Schweigen bewahrte ihn davor, von ihr zurechtgewiesen zu werden. Sie wandte das Gesicht dem Fenster zu und verfolgte, wie die großen Anwesen der Wohnviertel allmählich den Wolkenkratzern der Innenstadt Platz machten, dann folgten die im europäischen Stil erbauten Häuser des Vieux Carré.

Nach wenigen Minuten hielt der Fahrer am Straßenrand vor der Kathedrale. Hope bat ihn zu warten und stieg aus. Als sie den Blick zum mächtigen Kirchturm emporhob, fühlte sie sich bereits erleichtert. Die St.-Louis-Kathedrale hielt Wache über den Jackson Square wie eine Anstandsdame über einen Haufen unternehmungslustiger Teenager. So wie die katholische Kirche stets die unsterblichen Seelen ihrer Gläubigen bewacht hatte. Zwei Mal aus Ruinen wieder aufgebaut, ein Mal nach den Zerstörungen durch einen Hurrikan, standen ihre strengen Linien in deutlichem Kontrast zu den verspielten Gitterwerken der angrenzenden Gebäude. Hope hatte diese Kirche stets für eine Art Anker gehalten, der einen schützenden, ausgleichenden Einfluss auf das Leben der einst im Vieux Carré ansässigen, lebenslustigen Kreolen ausübte.

Sie eilte auf das einladende Portal zu, dass ihre Absätze auf dem Pflaster klapperten. Vom Mississippi, östlich des Platzes gelegen, hörte sie das einsame Tuten eines Schiffes.

Aus der nahen Bourbon Street wehten raues Gelächter und die Klänge des Dixieland-Jazz herüber.

Sobald sie die Kirche betrat, verstummten die Geräusche, und es blieb tröstende Stille. Ein Gefühl der Ruhe und Gelassenheit überkam Hope. Aufregung und Verzweiflung der letzten Tage schwanden. Hier konnte das Böse sie nicht anrühren. Hier, in den Armen der Kirche, würde sie ihre Antworten erhalten.

Im Eingang stand ein Marmorbecken. Hope tauchte zwei Finger in das geweihte Wasser, bekreuzigte sich und ging auf die Beichtstühle zu, die den vorderen Teil des Kirchenschiffes zu beiden Seiten flankierten. Sie schlüpfte gleich in den ersten. Kniend und mit gesenktem Kopf wandte sie sich der inneren Wand zu. Gleich darauf wurde das Fensterchen aufgeschoben. Hinter dem Gitterwerk konnte sie die Umrisse des Priesters ausmachen, aber nicht sein Gesicht. Sie blieb ihm ebenfalls verborgen.

„Segne mich, Vater, denn ich habe gesündigt. Seit meiner letzten Beichte sind zwei Wochen vergangen.“

„Welche Sünden hast du zu bekennen, mein Kind?“

Sie rang die Hände, und ihr Herz schlug so heftig, dass es schmerzte. „Vater ich ... ich bin unter einem Vorwand zu Ihnen gekommen. Ich wollte eigentlich nicht beichten, ich brauche Ihren Rat. Sehen Sie, ich ...“ Angst und neuerliche Verzweiflung schnürten ihr die Kehle zu, drohten sie zu ersticken. „Ich kann mich sonst an niemand wenden, Pater. Wenn Sie mir nicht helfen können, weiß ich nicht, was ich tue. Dann bin ich verloren.“ Hope schlug weinend die Hände vors Gesicht. „Bitte, Pater, bitte helfen Sie mir!“

„Beruhige dich, mein Kind. Natürlich helfe ich dir. Sage mir, was dich bedrückt.“

Hope schauderte. „Die Frauen meiner Familie sind böse und lüstern, Pater. Sie sind Sünderinnen, sie verkaufen sich und ihre Körper. Es war immer so in meiner Familie, wir sind verflucht.“ Sie wischte sich die Tränen von den Wangen. „Ich bin dem Fluch entkommen, aber jetzt fürchte ich um die